

Die Anzahl psychischer Erkrankungen nimmt weiter zu. In der Schweiz stieg laut Bundesamt für Sozialversicherungen die Zahl der IV-Fälle zwischen 2002 und 2007 von knapp 73 000 auf über 97 000 im Jahr. Hauptleiden bleiben dabei unipolare Depressionen, vor Schizophrenie, Alkoholmissbrauch, neurotischen Störungen und Belastungsstörungen (oder «Burn-out»). Während Letztere hoffähig geworden sind und den Betroffenen ihre bis zur totalen Erschöpfung gehende Opferbereitschaft für die Firma oft anerkennend «gutgeschrieben» wird, haben es Menschen mit Depression ungleich schwerer, der Stigmatisierungsfalle zu entkommen, wie Professor Wulf Rössler aus Zürich in einem Interview betont (Seite 614). Vor allem chronische Depressionen – darunter leiden laut neueren Untersuchungen bis



scheuen. Am erfolgreichsten scheint dabei das CBASP (Cognitive Behavioral Analysis System of Psychotherapy) zu sein, in dem im Gegensatz zu früheren psychotherapeutischen Konzepten autobiografische Aspekte stärker ins Zentrum der Behandlung gerückt werden. Grundvoraussetzung

Psychotherapie auf dem Vormarsch

zu einem Drittel aller depressiv Erkrankten – gelten als schwer behandelbar. Auch mit modernen Antidepressiva kommt man da häufig nicht weiter, bei den wenigsten Patienten kann eine dauerhafte Verbesserung der Symptomatik mit einer ausschliesslich medikamentösen Behandlung erzielt werden. Diese Medikamente besitzen im Vergleich zu früher zwar deutlich weniger Nebenwirkungen, auf wirklich neue Substanzen wartet man seit 20 Jahren jedoch vergeblich.

Dagegen scheint sich die Psychotherapie weiterzuentwickeln. Bis allerdings neue Therapieformen dann tatsächlich in die Praxis umgesetzt werden, ist es oft ein steiniger Weg. Jedenfalls viel steiniger, als das bei neuen Medikamenten der Fall ist, klagt der Psychiater Professor Mathias Berger aus Freiburg i. Br. (Seite 616). Laut neueren Studien braucht insbesondere die kognitive Verhaltenstherapie den Vergleich mit den Ergebnissen medikamentöser Massnahmen nicht zu

für eine erfolgreiche Behandlung ist jedoch die genaue Suche nach den möglichen Ursachen der Depression. Denn von CBASP profitieren vor allem solche chronisch depressiven Patienten, die sehr früh – häufig schon in der Kindheit – mit traumatischen Erlebnissen konfrontiert wurden. Was aber kürzlich beim Welt-Psychiatrie-Kongress in Florenz (Sonderreport ab Seite 613) ebenfalls deutlich wurde: Bei Menschen ohne erkennbare Traumata, aber auch für andere Formen der Depression, etwa die bipolare Störung, bleiben entsprechende Medikamente ein wichtiges ärztliches Werkzeug.

Klaus Duffner